

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

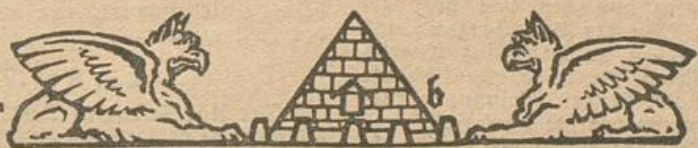
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

2.4.1933 (No. 14)

Die Pyramide Woehenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 14



2. April 1933

Otto Schlick / Besinnliche Schau ins Barock

Gedanken zu Schlössern und Taten der Familie Schönborn.

Die Schlösser zu Würzburg und Bruchsal seien unser reinstes Barock. Zwei Schönborn bauten sie um 1700. Die Herren Grafen von Schönborn bauten Schlösser und fügten Politik: Familien- und Weltpolitik. Lothar von Schönborn hieß der Senior der Familie, die aus ihren nassauischen engeren Besitzungen ans Steuer des Reiches drängte. Lothar folgte bereits einem Grafen Schönborn in der Kurfürstenwürde in Mainz. Dem Volk trat der jeweilige Kurfürst von Mainz als vornehmster Herr seit alters her in Erscheinung, wenn er als Erzkanzler die Krönung eines Kaisers vornahm. Aber Lothar von Schönborn wollte nicht nur solch vornehmster Reichsfürst sein. Sein Einfluß sollte mit seiner Würde Schritt halten.

Er hatte seinem Lieblingsneffen, Grafen Karl Friedrich von Schönborn, in Wien die Reichskanzlei verschafft. Diese führte die Geschäfte zwischen Kaiser und Reichsfürsten und Ständen. Ihr Chef saß im Reichshofrat, Rat der wenigen geheimen Räte, die unter des Kaisers Augen letzte Weisungen für alles politische Weltgeschehen überprüften und gaben. In beiden wichtigsten Reichsbehörden lenkte der Nefte, beraten von Kurmainz, den Willen zweier Kaiser, und nicht nur den einer Kaiserin Maria Theresia...

Würzburg und Bamberg hatten den prunkliebendsten Schönborn als Fürstbischof, Speyer-Bruchsal-Konstanz den heiligmässigen. Zum Schloß gehört die Kirche. In ihre Frömmigkeit beittete sich Heiliges und Lasterhaftes, hohe Politik und Sünde, sich zu bereichern. Trier bekam eine Weile später, zu Friedrichs des Großen Zeiten, den Staatsmann Schönborn von europäischem Format. Sie sahen in Süddeutschlands fettesten Piränden. Was für diese Fürstentümer jedes andere der vornehmen Geschlechter in jenem 300-jährigen Reich aufgewendet hätte, war auch von den Schönborns drausgeworfen worden, an Vestungsgeldern, Druckmitteln und Mühseligkeit. Ihre Allianzen, Machtstreben, großen Leidenschaften könnten an uns Fragende von heute Auskünfte geben. Aus den Sinn ihrer Tage einfangen.

Profat, roter Samt, blau-weiß gekleidete Pagen, Kavaliers, Perücken, Spleißische und Thronsäule, Wachen und Stadttore wurden zu Zeichen, die uns ihr Fühlen, ihr Hasen und Lieben aufbewahrt. Auch das, daß sie keine Bedenken hatten, sich für ein Leben und länger einzurichten. Die Zeit verweilte geruhig. In gemütvollerem Versenken in handwerkliche Lebenswerke, Tand und Ernst im gleichen Maße zugemessen und gleicher Würde. Flucht und Aufbruch ist jede Zeit. Verstanden und verkannt werden ihr Schicksal. Wäre es so, daß alles Lebendige einmalig? Ihr Wirken damals und unser Wertes aus Ergriffenheit heute könnte nur für eine kleine Weile gelten dürfen!

Die Bettgenossen.

Während sich die Familie Schönborn in Leidenschaft mühte, das alte System des hl. römischen Reiches zu erhalten, trieb anderer Ruf derselben Zeit zu anderen Gestaden der Sehnsucht. Richtete der Soldatenkönig mit übermenschlicher Kraft das Fundament des preussischen Staates: schaffte ein preussisches Pflicht-

bewußtsein, aus Mächtigkeit und gleichsam über irdischer Eingabe mit Exerzierstock und Katechismus sein Beamtentum, Gottes Geist, der bauen will, braucht Millionen Werkzeuge, keines gleich dem andern. Es bohrt und irrt und entdeckt jene Zeit: an der Schwere der Luft, den Kräften, die im Dampf eingeschlossen. Die Zeit will Gott näher, gibt den Sternen unerhörte Kräfte durch das „Genie des Jahrhunderts“, Newton. Sie überlistet in Pommern durch den Domherrn Kleist die Elektrizität in der Wunderflasche, der „Lebender-Flasche“. Der Arzt Denis Papin baut an seiner Hochdruckdampfmaschine und dem ersten Papinischen Topf, Franklin grübelt an seinem Blitzableiter, Celsius am Thermometer.

Mit seinen Goldphantaftereien erfindet Böttcher dem Sachsenkönig das Porzellan. Im Reich des reinen Geistes schreibt Leibniz an seiner Monadenlehre und entwirft den kühnen Plan einer deutschen Akademie vor seinem Gönner und Bewunderer, Prinzen Eugen, Joh. Seb. Bach türmt seine Harmonien zur Matthäuspassion. Ein paar Namen, für den Geist jener Generation, die wir bedauern oder belächeln. Die sie nur selbstüberheblich schelten. Dabei: unsere Zeit lebt in allem von den Früchten, die jene Zeit gepflanzt! In Stein und Mauer, Wort und Schrift reden sich herüber aus dem hl. römischen Reich deutscher Nation in die Tage der Republik Flügel von Helden und Heiligen, von ihren Taten Bejessenen, von Mächtigen und nach Macht strebenden, in ihrer ganzen Enge, ihrer Ueberheblichkeit, ihrem Eigensinn und Starrheit, in ihren Bauten, Schlössern, in Werk und Gedanken. Bilder im Leben sind nicht einfach Bilder zum Vergnügen des Beschauers. Sie sind Symbole eines inneren, hohen Lebensgesetzes, das ebenso unverbrüchlich ist, wie alle anderen Naturgesetze. Jede Zeit hatte ihr Lächeln für das „Altmodische“. Aber Menschen sind eben nicht nur einmal modern, sondern ebensoviele modern und schon altmodisch im selben Augenblick, da sie einsehen, daß sie ja nicht nur auf das Vergangene zurückblicken. Im Heute wird an ihrer fernsten Kindeskinde Gegenwart und Vergangenheit gebaut, die einst über uns lächeln werden. Seltsames, Fremdartiges — oft wie aus einem Märchen zum Staunen — überfällt und stets Vergangenes. Weil in jede Minute andere Sterne leuchten müssen und andere Lüfte wehen.

Der Bauherr des Würzburger Schlosses, Johann Philipp von Schönborn¹⁾:

Die Selbstdarstellung.

Johann Philipps größte barocke Tat ist sein Schloßbau in Würzburg. Aber all seine anderen Taten gleichen der einen auf's Haar: Er hat in Wien einst Flötisten gesucht und besser bezahlt als der Kaiser. Sein ganzer Hofstab bestand aus Musikanten. Unerhört waren seine Jagdzüge und Baderessen.

¹⁾ Siehe vor allem bei Hugo Gantisch trefflichem, großangelegtem Werk über Reichsvizekanzler Karl Friedrich von Schönborn, Verlag Bruno Ziller, Augsburg, 1920.

„Ich glaube nicht, daß Acteon es jemals höher gebracht.“
 schrieb über eine dieser Jagden mit einer märchenhaften Jagd-
 ausbeute im Brief der Dufel. „Sind dabei allerdings auch einige
 Banern draufgegangen.“ Als Domherr gab er bei einem Besuch
 in Wien einst eine Woche lang rauschende Festlichkeiten. Nach
 Schlangenbad kam er zur Kur und brachte 250 Personen Gefolge
 mit. In den letzten Tagen seiner Regierung verkehrte er nur
 noch schriftlich mit seinem Domkapitel, ebenbürtigen Adeligen.
 Auf einem Jagdzuge nach Trier ist er vergiftet worden. Zufall,
 daß der älteste der Brüder nicht nur dem Geburtsdatum nach der
 Renaissance am nächsten stand?

Der Bauherr in Wien, Karl Friedrich: Der Staats-
 mann und vornehme Geistliche¹⁾.

War es nur Neid unter den Domestiken, daß man in Wien
 den Beamten und der Dienerschaft des Reichsvizekanzlers Karl
 Friedrich von Schönborn (nächst älterem Bruder Damians), den
 Vorwurf der Ueberheblichkeit und Einbildung machte. Der Reichs-
 vizekanzler, Vorstand der Reichskanzlei, war wegen seines Ein-
 flusses auf den Kaiser der gehabteste Schönborn. Man wußte an
 allen Höfen Europas: Der gewandte Politiker der Reichskanzlei
 vertrat die Sache der katholischen Majestät, ob als gewiegter
 Jurist, ob als galanter Weltmann mit staatsmännlichem Scharf-
 sinn, mit Unterstützung von Kurmainz und den von dort ge-
 führten Reichsständen und mit dem Mut der Ueberzeugung und
 Tradition. Im geheimen Hofrat gaben zuletzt Prinz Eugens
 und Schönborns Stimme den Ausschlag, die beide eigentlich nie
 ernstlich durch ihre ab und zu auch abweichenden Meinungen aus-
 einandergekommen sind. Maria Theresia hat sich Karl Friedrichs
 Rat erbeten, als dieser bereits die Leitung der Reichskanzlei ab-
 gegeben hatte und schon Fürstbischof in Würzburg geworden war.
 Die Vorteile, die seine Stellung ihm boten, zu Macht und Ansehen
 zu gelangen, für sich oder seine Familie, müßte er ohne Bedenken
 aus. Die Bestechungsgelder und Handsalben an einflußreiche
 Würdenträger rechnete man fast in die Besoldung mit ein. Karl
 Friedrich hatte die schönsten Gärten im ganzen Reiche, seine
 Gärtner waren die berühmtesten in Oesterreich. Er genoß es als
 Vorzug, wenn er als erster jedes Jahr 2000 Tulpen, die frühesten,
 seinem kaiserlichen Herrn an den Hof schicken konnte. Man
 spekulierte mit diesen sozusagen barocken Blumen nicht bloß im
 geschäftstüchtigen Holland. Lady Montague rühmt von seinen
 Schlössern in Wien und Laxenburg „seinen Geschmack und er-
 lesenes Interieur“. Die Dame kannte die Schlösser und Landitze
 des reichen spanischen und österreichischen Adels, eines Prinzen
 Eugen, Fürsten Starhemberg, der Grafen des geheimen Hofrats:
 Seilern, Windischgrätz, Sinzendorf, Schlick, Wratislaw. Es ist
 sicher kein Zufall, daß Karl Friedrich Leibnitz nur flüchtig kannte,
 seine Werke fast nicht.

Schloßbauherr in Bruchsal, Damian Hugo von
 Schönborn: Der Kardinal u. heiligmäßige Fürst²⁾.

Das ist der Fürstbischof, der Herr Kardinal. Das Schloß, die
 Kirche, seine Damiansvorstadt. So stolz, wie des Schlosses Frei-
 treppe über beherrschtes Land hinwegblickt, unabhängig, wie der
 gewaltige Bau sich hereingelegt in die Landschaft, darin schnur-
 gerade Alleen den Weg weisen zum Fürstenthron, so selbstbewußt,
 wie der Kranz der kleinen und großen Bauten den Raum sich
 untertan macht, nicht sich fürchtend vor Größenverhältnissen, die
 das kleine Land erschrecken konnten. Er ist so fromm, wie seine
 Kirchen und Bauten zur Andacht zwingen, und so eigenmächtig
 und tatkräftig, wie die breiten Straßen, einheitlichen Gefinns-
 freisen, Tore und Plätze vorm Schloß und in der Stadt Bruchsal
 erzählen, die aus einem Bauernloch eine Residenz schufen. Und
 konnte so liebenswürdig heiter und verbindlich sich geben, als
 Park und Garten und Springbrunnen und Statuen und Bilder
 an Wänden und Decken, köstlichste Gobelins einladen: Gäste
 mochten sich divertieren, genießen, fromme Markgräfinnen, Kur-
 fürsten, Kavaliere, lerneifrige Pagen. Vom Haß gegen den Reichs-
 vizekanzler und gegen die Schönborns hat auch Damian Hugo
 gespürt. Als Komtur des Deutschmeisterordens war er in kri-
 stlichen Tagen Wiens Gesandter am Hofe zu Berlin beim Sol-
 datenkönig. Als dieser das Kloster Hammerleben aufhob, Ver-
 geltungsmaßnahmen dafür, daß der Pfälzer Kurfürst die Heilig-
 geistkirche in Heidelberg den Protestanten geschlossen hatte. In
 Regensburg hatten sich wieder zwei Fronten gebildet: corpus
 evangelicorum und die katholischen Gegenspieler unter Schönborns
 Führung. Friedrich Wilhelm hat ihn damals als Spion betrachtet.
 Eine Audienz ward ihm nicht gewährt. Er hatte nur die Mög-
 lichkeit, schriftlich zu berichten und verhandeln. Es kam später
 so weit, Berlin und Wien trachteten heimlich, jeder Hof als eriter
 und überraschend von dem anderen den Gesandten wegzurufen.
 Wien war in solchen diplomatischen Kämpfen erfolgreicher, als der
 polternd eisernde Soldatenkönig. Trotz alledem: Der Reichsvize-

¹⁾ Siehe Hugo Santsh.

²⁾ Siehe Anton Welterer: „Das Bruchsaler Schloß“. G. F. Müller,
 Karlstraße, 1922. Santsh: „Karl Friedrich von Schönborn“. Josef Münch:
 „Das heutige Bruchsal“.

kanzler Friedrich von Schönborn zu Wien in der Reichskanzlei
 ward außer sich über diese „Rebellion“, daß also der Vasall dem
 „Herrn“ (Kaiser) sich gleichsetzte. Indessen blieb der Soldaten-
 könig doch Kind seiner Zeit, der das „Gesetzte estimierte“. Dem
 kaiserlichen Hof ward schließlich durch Preußen Genüge. Der
 Gesandtenabberufungswettstreit ging als ein Wetterleuchten vor-
 über. Aber ein Kronprinz, der der Rebell auf dem Königsthron
 werden sollte, erlebte solches immerhin mit. Friß, des Soldaten-
 königs Duerpfeifer und Poet! Wer wollte sich damals gegen die
 Form auflehnen, die wichtigste oder belangloseste. Als Kardinal
 ist Damian Hugo im Schloß zu Mainz beim Oheim Lothar die
 Hintertreppe hinaufgestiegen, weil ihm nicht klar werden konnte,
 ob er als der Jüngere, der aber Kardinal war, links oder rechts
 vom älteren vornehmsten Fürsten des Reiches, seinem Dufel, die
 er die Stelle zumeist verdankte, zu gehen hätte. Hat so der Staats-
 oder Kirchenrichter überlegt? Oder der Mensch seiner Zeit, dem
 die Form heilig war? Nur oberflächliches Betrachten führt zu
 überlegenem Lächeln. Wer weiß, wie gerade der Bruchsaler
 Kirchenfürst bis ins Kleinste nach dem Rechten sah, in der Kirche
 und im Bauhof bei der Bauordnung, beim Domkapitel und in der
 Kirchenordnung, auf seinen Muttergütern und beim Hofstaat
 Rechte und Pflichten abwog, kraftvoll durchführte, ohne Rücksichten
 anzuklopfen, der findet, das sei ein Porträt, in hartes Holz ge-
 schnitten, erhaben und weit mehr als barsch und herb. Es wird
 beinahe liebenswert, wie es auf die fast unhörbaren Befehle
 der Zeit antwortet.

Die Erziehung zur Form.

Der Abt Godofried Bessel, der Freund der elterlichen Familie,
 äußerte sich gelegentlich zu Joh. Jak. Moser: „Wann er den Segen
 des 4. Gebotes jemals sichtbarlich erblickt habe, so sei es in der
 Schönbornsche Familie gewesen, denn alle Herren Söhne haben,
 da sie schon in größten Würden gestanden, gegen ihre Frau
 Mutter einen solchen Respekt bezeuget, dergleichen nicht leicht
 Privatleuten von ihren Kindern zu gewarten haben, und sei mit
 Erstaunen anzusehen gewesen, wie wann die Frau Mutter in das
 Zimmer getreten, alles in einer solchen Ehrfurcht sich bezeugt
 habe, als wenn sie Kinder gewesen, die noch unter der Rute stehen.
 Sie waren als Kinder alle nicht mit der Rute verschont worden,
 die Herren Söhne.“

Lothar von Schönborn, Kurfürst von Mainz:
 Die Familienpolitik³⁾.

Als Damian Hugo sein vollkommen verweltlichtes Dom-
 kapitel bald nach Regierungsantritt wieder ganz der eigentlichen
 kirchlichen Aufgabe zuzuführen begann, schrieb sein Oheim von
 Mainz nach Wien zum Reichsvizekanzler (Damians älterem
 Bruder) am 3. März 1728:

„Dieser Santorillo vermeinet, daß unter dem Schatten seiner
 rothen Kappels (Kardinalshut) ihm alles hinginge und an
 niemand mehr zu regardieren habe, wie er denn auch keinen Rat
 so von seinen Leuten kommt, folget, sondern alles nach seinem
 Kopf machet, da dann so schöne Konzeptionen und Mißgeburten her-
 nach hervorkommen, worüber die ganze Welt teils lachet, teils
 sich ärgeret! Daher ich dann gleichwie in einem Spiegel sehe,
 daß nach meinem Tode alles zusammenfallen dürfte, und wann ich
 nicht mein einziges Vertrauen noch auf den Herrn Reichsvize-
 kanzler (Lieblingsneszen und Empfänger des Briefes) und seine
 konsumierte prudenz hielt, so würde ich gewißlich untröstlich
 sterben, deswegen ich dann denselben ganz inständigst bitte, daß
 wann er demaleins nach meinem Tode seine Regierung antreten
 sollte (zu Würzburg, Bamberg) sich in diesen zwei dollen bischöf-
 lichen (Damian in Bruchsal, besonders aber Johann Philipp in Würz-
 burg) nicht zu spiegeln, mit dem Domkapitel wohl zu stehen, alles
 mit ihm so genau nicht zu nehmen und bisweilen 5 gerat sein zu
 lassen, jedermanniglich obligant zu begegnen und denen Gutes
 zu tun, die es meritieren, niemand aber zu verfolgen, amen. Und
 auf diese Art hab ich euer sämtlich Glück gemacht.“

Der Oheim brauchte für seine politischen Pläne als Rückhalt
 besonders und zunächst die katholischen Reichsfürsten. Er be-
 fürchtete durch die weit reichenden Verbindungen der betroffenen
 und verärgerten Herren der Domkapitel (des Speyerer und
 Würzburger Domkapitels) spürbare Rückwirkungen auf seine
 Politik, besonders sogar Familienpolitik. Aber obwohl Lothar
 dem Neffen zu Bruchsal zum Kardinal verholfen hatte durch
 seinen politischen Druck auf den Papst über Wien, „regardiert
 dieser auf niemanden mehr“. Jener heiligmäßige Damian Hugo
 erscheint lieber undankbar, er stellt seine heilige Aufgabe über
 das Wohl der Familie. Und der Oheim mag immerhin seinen
 Negerger Luft machen.

Die Familie um 1700⁴⁾.

Würzburg, Bruchsal, Pommersfelden, Laxenburg, Wien, Würz-
 jenseit, Trier: Sie lassen das stolze Selbstbewußtsein, über-
 schäumendes Kraftgefühl deutscher Fürsten um 1700. Als wenn

³⁾ Bei Hugo Santsh.

⁴⁾ Hugo Santsh.

man in eine erlauchte Versammlung der Rixswider oder Rastatter Friedensschlußtage trat. Wirkte mit: Erbgut vom Herrn "Bauer" Melchior, der beim Bruder Lothar in Kurmainz Dienst tat, als ehrgeiziger gravitätischer Geheimrat, der in Rixswid Wien vertrat, mit wenig Geschick, Erbgut von der Frau Mutter, der protestantisch streng erziehenden klugen Tochter des berühmten Gelehrten von Boineburg, deren Vater ebenfalls in Oheim Lothars Dienst gestanden? Der Segen brüderlichen Zusammenhaltens und verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeitsgefühls spricht aus Schlössern und ihrer Herren Tun. Es sprechen aber auch aus ihnen das unbekümmerte Erfassen aller Mittel und Gelegenheiten, zu Macht und Ansehen zu gelangen. Vielleicht haben ganz berühmte Kaiser oder Papstgeschlechter so unermüdet für das Wohl ihrer Familie gesorgt, wie der Senior der Familie Schönborn um 1700, des Reiches Erzkanzler.

Das barocke Schloß.

Einträchtig schlummern französische und italienische Gedanken in deutscher Lat. Nach Bruchsal brachte sie Damian Hugo, nach Würzburg Johann Philipp, von Reisen durch ganz Europa und aus der Studienzeit aus Rom, bei jener Auslese von Jesuiten-öglingen am collegium germanicum, die bestimmt zu Führergestalten für den ganzen Erdkreis. Auf Bruchsaler altem Königsgut hält der Basall des Kaisers auch dem geistlichen Oberhaupt treue Wacht. Verkörperte die Personal-Union: Kardinal - Fürstbischof zum letzten Male die Idee vom Imperium der Christenheit? Jedes Werk ist Sendung, das in der Ewigkeit Ursprung und Ziel hat. Tragische Einsamkeit umwittert alle unsere Schloßbauten. Es ist schön, so ein Schloß, das fühlen wir noch. Nach seines Erbauers Obhut hatte es eines Reichsfürsten Repräsentationspflicht zu genügen und eines Kardinals Würde zu entsprechen. Nicht mehr? Es ist mehr als ein künstlerisches Wunder

der Form und Farbe, ahnen wir. Wie soll ich seinen Blick verstehen? Will es mir vorwärmen? Will es schlütern sich kleiner machen? Sich entschuldigen, diese Stadt vor der Stadt, die Residenz, die die 10 Hektar Land oder 20 den Landwirten, dem gemeinen Nutzen vorenthält? Treten wir wirklich nur über die Schwelle, um es zu loben, zu tadeln? Könnte unsere Zeit nur dies und immer dies: Vergleichen wollen, auch wo keine gleichen Verhältnisse, Kritik üben, zerbröckeln, was Ganzes bleiben soll? Beer schöpfen läßt sich der tiefste Brunnen, wenn immer nur geholt, nicht ebenjoviel ihm auf anderem Wege hinzugebracht wird. Was sollen wir aber hier hinzubringen? Das Schweigen zur rechten Besinnlichkeit. Sonst nichts. Und vor dem gewaltig Schweigsamen werden alle Nichtigkeiten veritummen und alle Uhren nur noch versäumt ticken. Wenn wir es vergessen hätten: 20 Jahre baute nur Damian Hugo an Bruchsal Schloß. Er wußte, daß er es kaum besitzen würde, für die Nachfahren baute er also. Sparte er. Für sie spürten seine Fuhrknechte, seine Nachwächter, seine Hofmeister und Kavaliere seinen unbedingten und so oft seinen strafenden Blick. Wenn plötzlich Dankbarkeit aus solcher Besinnung erwachte? Und sie schritte neben uns? Auch durch verschwenderisch Ausgestattetes, am scheinbar Ueberflüssigen, am Spielerischen vorüber. Durch alle Kostbarkeiten der stolzen Saalflucht. Kostbar alles, was nur schwer erschwinglich ist. Das Schloß, Herrlichkeiten um es herum, kostbarer unsere Freude, weil sie niemand, außer uns selbst, imstand, zu erschauen. Am kostbarsten die Aufgabe, die erfüllte, was ihr aufgegeben. Ein bißchen Ehrfurcht vor dem Ewigen: so ergreift dankbar und lächelnd heiter unsere Hand, die nichts tat, als ihre Pflicht. Sie, die nach uns kommen, sollen auch die unseren nicht zurückstoßen können. Anfang und Ende und Mitte grüßen sich auch in Dir, über Brücken, die sich schwingen aus der Ferne in die Ferne.

Karl Bezold / In Hermann Hesses alter Stube

In Gaienhofen am Untersee stehen zwei Hessehäuser. Das eine, das der Dichter selbst gebaut, am Wege, der hoch überm grünen Ackerland nach Wangen und Dornungen führt und weiter nach Stein am Rhein, das andere im Dorf bei der alten Mauritiuskapelle. Dieses wird wohl am ersten das Interesse der Freunde des Dichters finden, des Einfindlers von Montagnola, denn es ist die erste Arbeitskammer des über Nacht berühmten gewordenen Dichters. Ein altes Bauernhaus ist's, das des Dichters Frau auf einer Wanderung am Bodensee entdeckte, während Hesse in Calw, seiner Vaterstadt, an „Unterm Rad“ schrieb. Malerische Fachwerkwände umschließen nicht nur Wohnung, Scheune und Stall, sondern auch Erinnerungen an des Dichters erstes, von jungem Ruhm getragenes Schaffen. Findet man auch in diesem Bauernhaus nichts mehr, das mit seinem einstigen Bewohner einmal in engere Berührung gekommen wäre, so scheint das ganze Haus noch heute, nachdem Hesse vor bald fünfundsiebzig Jahren es verlassen, in jene seltsame, verträumte Romantik eingespinnen und von jener wunderlichen Einsamkeit umflossen, die seinem Wesen eigen ist und die aus Gärten, Bäumen, Büschen und aus dem stillen, alten Dorfbrunnen nahe bei dem Haus aufsteigt und in dem sinnigen, interessierten, gesammelt eintretenden Besucher all die prächtigen „Schilberungen“, „Wilder“ und „Betrachtungen“ vom Bodensee zu neuem Leben erweckt. Ich bin in dem „Ökonomiegebäude“ in Gaienhofen von oben bis unten in allen zugänglichen Räumen herumgestiegen, habe oft und lange in der oberen Etage gefessen, in der noch heute etwas von dem jungen, hellen Gesicht jener längst verunkelten Tage des ersten geruhigen und beschaunlichen Dichtens zu leuchten scheint, jener Sonnentage der Erfolgssreude über den „Peter Camenzind“; des zufriedenen Werdens der Erzählungen „Unterm Rad“, „Nachbarn“, „Diesseits“ und anderer vollkommener Dichtungen. Eine kleine, schmale Holzstiege führt zum ersten Stock, wo nach Nordosten zu das große Hessesche Studierzimmer lag. Man denkt an Knebel's „alte Stube“ in Jena, in der Goethe so gerne weilte. Wie es einmal dem jungen Dichter Stefan Zweig wiederfuhr, als er Hesse besuchte, so habe auch ich, bei meiner, die bescheidenen Maße eines Bauernhauses überragenden Länge, mir an der niederen Tür ganz empfindlich den Schädel angerannt. Und als ich in die Stube trat, und mich umfah, wurde mir solches „Beck“ begreiflich: wo einmal geträumt und gedichtet, studiert, gezeichnet und gemalt, musiziert und gesungen wurde, hegt und kündigt heute ein biederer Schuster späte Erinnerungen an den früheren Inhaber dieser Stube. Der Schuster, rhetorisch unbeschwert, läßt stumme Zeugen reden. So prangt an einem schweren, breiten, antiken Schrank mit Schnappschloß ein einfaches Plakat: „Ehemaliges Arbeitszimmer des Dichters Hermann Hesse“. Das steht da in althühenden Buchstaben von roter Wasserfarbe. Nicht aufdringlich und nicht anmaßlich, doch feurig und begeistert mahnt es an das Besondere der seltenen Stätte, solcher Schusterlein hat das schöne und tiefe Gedicht Hesses „Im Nebel“ für alle Zeiten aufs innigste mit der eichenen Schranktür verbunden. Ich habe mich in dem, durch Zeit und Umstände arg verwandelten, einstigen Studierzimmer umgesehen, in dem Ludwig Thoma, Jakob Wassermann,

Jakob Schaffner, Hans von Hoffenthal, der 70jährige Christian Wagner aus Warmbrunn und andere den Dichter besuchte hatten. An den Wänden, wo heute in hohen, bis an die niederen Decken heranreichenden Fachgestellten verstaubte Leisten stehen, waren einmal wohlgeordnet, „mit tausend schmalen und breiten Rücken“, Hesses Bücher untergebracht, die er „in guten und schlechten Jahren langsam zusammengepart“. So füge ich auf einem Schusterstuhmel bei dem fleißigen Handwerker, der Marinette bläst und Gründer des Gaienhofener Kurorchesters ist, in dem Hesses alter Freund, Ludwig Finckh, die Violine spielt. Ich beginne mich mächtig einzuspinnen in die Zeit um 1904 herum. Damals sah es hier etwas anders aus. Das rohe Fachgebälk in den oberen Stuben ließ der Dichter dunkelrot anstreichen. Heute zeigen die Balken an der Decke dunklen, olivgrünen Delfarbanstrich. Einmal regnete es in diesem Gaienhofener Haus durch die Decke, die das alte Studierzimmer vom darüberliegenden Dachboden trennt. Um sich für die Folge davon sowohl wie auch gegen die durch manchen Spalt segenden Winde zu schützen, stopfte er die Ritzen mit Berg und Papier aus und überstrich diese „Dichtung“ mit roter Delfarbe. Oben wurde der Boden mit Dachpappe belegt, deren wohlthätige Wirkung gegen Wasser und Zugluft heute noch der Schuster genießt. Sitzt man in dieser alten, stillen Stube, dann ist einem seltsam zumute. Es ist wieder wie einst, als es Abend wurde und die kleine Gasse vor dem alten Haus mit dem dämmrigen Flur, schon eine Stunde totentst war, wenn der hohe Brunnen trännte und in der alten Wohnstube mit ihren matten Holzwänden die verhängte Messinglampe leuchtete. Durch das kleine Fenster fällt der Blick auf die alte Kapelle, die der Dichter so oft betrachtet hat und die jetzt in neuem Gewand dasteht, ein frohes, ockerfarbenes Türmdchen trägt, mit einer schlanken, spitzen Haube, deren grüner Anstrich eine Patina vor-täuscht, die es dort nie gegeben. Der Schuster erzählt mir von dem, was er „so gehört“. Was vor Jahr und Tag hier einmal war. Ich höre ihm gerne zu, denn in dem kleinen Mann mit den listigen Schalksäuglein steckt etwas. Ich habe den Eindruck, als gehörten die Schuster zu der Art von Menschen, die oft so ganz unmerklich mit Dichtern in Verbindung kommen und die dann am Werkstisch nachdenklich werden und besonnen, die bei großen und kleinen, groben und feinen Schuhen und Stiefeln über deren Träger zu sinnen anfangen und dann mächtig ins träumerische Philosophieren geraten. Der Schuster Flaig, jener stille Sektierer, und Jakob Boehme, der Erlenchete von Görlitz, schleichen sich in diese Gedankengänge. Ueber die letzten beiden ist zu lesen in „Unterm Rad“ und in der Hesseschen Novelle „Walter Kömpff“ in der Sammlung „Nachbarn“, sowie in den „Betrachtungen“. So schwingt zwischen Besohle, Fräs- und Nagelmaschinen der seltsame Geist des Gewesenen, der Geist des Dichters. Die alte Zeit lebt, bannt Gemüt und Sinne. In solcher Stunde kommt neues Blühen in welke Blumen, Zerfunkenes ersticht neu. Gute Hausgeister, angenehme Dämonen, die lange Jahre das Erbe verwaltet, werden wach und schmücken den, ungezählte Monde verlassenen, eben Raum, wie er einmal war, tragen alles zusammen wie einst: Schreibtisch, Bücher,

Mannspritze, alte Stiche, den Weintrug, in dem alter Meersbürger Ankünder verlor. Hesse geht gern zurück in die Vergangenheit. Heute noch hängt ihm die Jugendzeit nach. Und er denkt sinnend und träumend gern an junge Tage, die ihm so unendlich viel Not gebracht, aber auch ebensoviele geistigen Reichtum. Man fühlt das aus mancher seiner feinen „Schilderungen“ heraus. Und so haben sich auch, als ich in Gaienhofen war, liebe Hausgeister eingeschunden. Schuhe und Stiefel, die tot in Winkeln und Nischen herumlagen, sahen mich schweigend an. Ein paar derbe Wandersstiefel, einst fest und wasserdicht, jetzt mit Löchern in den Sohlen, ahnen nicht, daß der Dichter Hesse just ihre Art ganz besonders liebte. Sie wissen nichts von der Sehnsucht, dem Heimweh, auch nicht, wie ihm an einem Abend vor langen Jahren das Herz im Leibe wehe tat, daß er kein Einsamer und Wanderer gewesen ist. Sie wissen nicht, daß er „sein bißchen Haus und Glück und Behagen gern für einen alten Hut und Ranzen gegeben hätte, um noch einmal die Welt zu grüßen, sein Heimweh über Wasser und Land zu tragen“ — und als eines Abends der Wind „nar so dringlich ans Fenster schlug und über dem Kapellenturm die Wolken so eilig und begierig durch die Nacht flogen“, wie er es da nicht länger im Haus aushielt, jorden „Mantel, Hut und Stock nimmt, hinausgeht in die dunkle, stürmische Nacht“ und vor lauter Wanderlust vergißt, die Lampe zu löschen. „O, ihr Wanderburischen!“ ruft er einmal mit jehudiswehem Herzen aus, „Ihr fröhlichen Leichtfüße, jedem von euch, auch wenn ich ihm einen Fünfer geschenkt habe, sehe ich wie einem König nach mit Hochachtung, Bewunderung und Neid. Jeder von euch, auch der Verlosterste, hat eine unsichtbare Krone auf!“ Und sein tiefinnigster Wunsch war, „noch einmal jung, unwissend, ungebunden, frisch und neugierig in die Welt hinauszulaufen, hungrige Kirchenknechte am Straßenrand zu halten und bei den Kreuzwegen das „Rechts oder Links“ an den Rockknöpfen abzuzählen, noch einmal kurze, laue, duftende Sommernächte unterwegs im Heu verschlafen, noch einmal eine Wanderzeit in harmloser Eintracht mit den Vögeln des Waldes, mit den Eidechsen und Käfern leben“.

So sieht noch heute für den Einfühlamen die Erinnerung an längst verflungene Zeit in voller Geistigkeit in jener alten Studierstube zu Gaienhofen. All das Schöne aber vom Untersee und der unverkennbare Zauber, den Hermann Hesses achtjähriges Wirken um den Bezirk des Schönerbergs und der Halbinsel Hori gewoben, liegt in prächtigen Schilderungen gefesselt in seinem „Bilderbuch“. Hesse weiß dem grauen Tag weisevollste Ruhe, süßestes Besinnen und reiche, fruchtbare Arbeit abzugewinnen. Er weiß auch, wie schön und wundervoll es ist, abends im Arbeitszimmer zu sitzen und „der Stille zuzuhören, zu lauschen, wie die Erde einschläft, wie der letzte, späte Eimer am Brunnen flirrt und jenseits dem See der letzte, ferne Eisenbahnzug leise pfeift und verschwindet“. Dann stellte sich die Felerstunde wahrer Dichterbegierigkeit und des hoch über die düstere Welt hinausragenden Träumens ein, die Fahrt ins romantische Land. Dann kam auch in nebligen Winterlagen der warme Ofen zu seinem Recht. Wie er dann ans Fenster trat, die Scheiben wischte und plötzlich sich in diese stille Stunde die Erinnerung mischte, herb, streng und bitter, da er vor Venten stand, die reich waren und Macht über ihn hatten und ihre geringschätzigen Worte hörte und die im Krampf geballte Faust verbergen mußte. Das erinnert an „Unterm Rad“. Und solche Stimmung ist auch heute wieder zeitgemäß. Aber man findet sie einzig bei wahrhaftigen, aufrechten Naturen. Ein Unfreier, ein Sklave und Knecht macht keine Faust.

Hesse ist das Gedanke an dunkle Tage, deren ihm ein gerüttelt Maß gegeben ward, zu einem schönen und heiligen Besitztum geworden. „Wahrlich, keiner ist weise, der nicht das Dunkel kennt!“

Ich denke: wenn der Winter kommt, dann wird in der alten Studierstube zu Gaienhofen die Lampe brennen wie einst, und ihr freundlicher Schimmer wird vielleicht auf ein altes Buch fallen, in dem der wissbegierige Schürer sich, wird, wie in Hesses jungen Dichtertagen, „über Tisch und Wände schienen und durch die Scheiben ins schlafende Dorf hinaus“, dem das Schönste entflohen: ein begnadeter Dichter.

Karl Jörger / Eine Schnurre von der Feuerspritze

Wohlig versunken genoss der badische Amtschreiber Theophil Binder geraume Zeit die reizvolle Anziehung und Abtöpfung der Rückenwärme an der Zimmerdecke. Die müßige Feder entrollte darüber seiner Hand, und bald flocht sich in das harte Geruch der Dienstreue das sorglose Schnarchen des matten Staatsdieners.

Unterdesse vollführten die Rücken mit neuem Eifer ihre Klotzenbewegungen. Da wurde die Entwicklung ihrer Kampfordnung durch einen jähen Luftstoß gestört.

Durch den sommerlichen Frieden der Kanzleistube schnappte und prustete der Eichtälaler Bürgermeister:

„He! Wo ist der Herr Amtmann? Wir brauchen sofort eine Feuerspritze!“

Der Amtschreiber Theophil Binder zuckte hoch und wischte mit dem Handrücken über die Augen:

„Der Herr Amtmann? — Ja, der Herr Amtmann kommt erst um halb vier auf die Kanzlei. — Aber die Eichtälaler sollen ihre Feuerspritze erhalten.“

Und würdevoll neigte sich der Amtschreiber gegen das untere Schreibtischfach, fischte daraus einen fragebedruckten Bogen, breitete ihn gelassen auf die Unterlage und suchte die entwischte Feder:

„Wie heißen Sie? — Sind Sie geboren, wo und wann? — Welchen Beruf haben Sie? — Ledig, verheiratet, verwitwet oder geschieden? — Anzahl der Kinder? — Haben Sie gedient? — Wo und wann? — Sind Ihre Militärpapiere in Ordnung? — Ich danke, Herr Bürgermeister. Das Eichtälaler Gesuch um eine Feuerspritze wird alsbald zur Erledigung weitergeleitet. — Gute Zeit, Herr Bürgermeister!“

Während die breite Eichtentreppe unter dem dumpfen Tritte des abziehenden Dorfsältesten knarrte, huschten die Rücken enggedrängt nach den Ecken des Raumes und hingen sich dort in schwarzen Klumpen fest. Vor den Fenstern brannte unverdrossen die Sonne auf das Pflaster. Des Kronenwirts junge Magd zog beim Amtshaus vorbei und sang ein derbes Lumpenstückel. Ein paar Gassenbuben summten die Weise mit. Das Lied der Magd war noch nicht verhallt, kuckte der Eichtälaler Schulze schon wieder zur Kanzlei:

„Ich warte doch auf die Feuerspritze. Wo bleibt sie denn so lange?“

Der Amtschreiber lugte behäbig über sein Schreibpult: „Geduld, Herr Bürgermeister. Sie waren erst vor einer halben Stunde hier. — Die Feuerspritze kommt!“

Brummend zottelte der Dorfsälteste ab, stand jedoch nach kurzer Weile erneut vor dem Amtschreiber:

„Die Feuerspritze ist immer noch nicht da!“

„Herr Bürgermeister, wir können die Feuerspritze für Eichtäl nicht aus dem Boden stampfen. Die Anforderung des Löschgeräts wird auf dem Dienstwege der Behörde vorgelegt. — Fragen Sie in vier Wochen wegen der Sache wieder an.“

„Was, vier Wochen? — Heute brauchen wir die Feuerspritze. Es brennt doch schon seit ein Uhr im Oberdorf!“

„Ach so?“

Fünf Minuten später rasselte der Löschzug des Amtstädtle zum Eichtälaler Brandplatz hinauf.

Als nächste Folge des Schadenfeuers wurde den Eichtälern die Anklage, alsbald auf Gemeindefosten eine dorfeigene Feuerspritze anzuschaffen. Solche gestrenge Forderung entsprach keineswegs den Absichten der Eichtälaler, denn man wird bedenklich kniderig, wenn es an den eigenen Geldbeutel geht. Sie schidten deshalb ihren Bürgermeister zum Amtmann und ließen sagen, wegen empfindlichem Mangel an notwendigem Speisewasser sei der Ankauf einer dorfeigenen Feuerspritze zwecklos.

Kurz nach Fastnacht gerieten aber Eichtäl und Altingen in langwierigen Grenzstreit, und die Eichtälaler Burischen wagten sich mit ihren Kornsäcken nicht mehr zur Mühle bei Altingen, wohin sie seit vielen Jahren den Roggen zum Mahlen geschleppt hatten. Der Eichtälaler Gemeinderat bat in seiner Bedrängnis beim Amt um Genehmigung zum Bau einer Dorfmühle. Der Amtmann prüfte das Begehren, suchte beim Lesen und schüttelte den Kopf:

„Was wollt ihr? Eine eigene Mühle zu Eichtäl? — Habt ihr nicht vor Wochen an dieser Stelle über euere Wassernot geklagt? Wenn das Wasser nicht genügt für eine Feuerspritze, reicht es erst recht nicht zum Antrieb eines Mahlwerks. Die Erlaubnis zum Eichtälaler Mühlenbau bleibt versagt.“

Aus solchem Grunde haben die Eichtälaler auch heute noch kein eigenes Mahlwerk.

Karl Kunzmann / „Chemin des Dames“

Der Name klingt und mahnt an süße Stunden
Den Glücklichen, den keine Narben brennen;
Der Ahnungslose fühlt sich alttaggebunden
Und will nur ungern sich vom Namen trennen.

Uns aber ist's, als bluten alte Wunden —
Wir alle wollen, die die Gräber kennen,
Der Brüder, die dort frühen Tod gefunden,
Den „Chemin des Dames“ den „Berg der Männer“ nennen.

(Aus des Verfassers Aufsatz „Den Toten und den Undankbaren“.)